

Musik und Reichtum

Fürstlich entgolten werden Hollywoods Komponisten. Sie verdienen je Film zwischen zwanzig-tausend Dollar und vier-hundert-tausend Dollar als Erst-Honorar; und weitere Einnahmen folgen nach der Veröffentlichung des Filmes. Der muss aber erst einmal geschnitten sein und dann vertont werden. Beauftragt man den berühmten Komponisten Jerry Goldsmith, dann zahlt man ihm etwa hundert-achtzig-tausend Dollar. Davon kann John Williams ein Vielfaches kassieren für etwa drei Werke pro Jahr. Im Jahr komponiert Goldsmith gut doppelt so viel – und zieht damit gleich. Beiden Komponisten wird also ausbezahlt eine Pauschale für die jeweilige Vertonung; und dem fertigen Film folgen noch Zuwendungen nach – hui!

Etwa 1,2 Millionen Dollar

darf dann ein Top-Ten-Komponist erwarten schon im ersten Jahr nach Start eines mittel-wertigen Films. Dessen Musik hat nicht die London Symphonie eingespielt, sondern ein mittel-wertiges Orchester; und dafür hat der Komponist zunächst hundert-sechzig-tausend Dollar erhalten. Weitere vier-hundert-tausend Dollar folgen, denn der Streifen wird vermietet an Kinos und ausgestrahlt im Fernsehen. Die Sound-Track-CD kommt auf den Markt und wird erworben von Liebhabern. Cineasten bevorzugen den besonderen Film. Doch der Blockbuster mobilisiert ein Massen-Publikum; und dieses verhilft zu einem Total-Einkommen von astronomischer Größe. Ein extremes Beispiel dafür ist James Horners Titanic-Sound-Track. Für diesen soll entrichtet worden sein im Jahre 1997 eine Komponier-Pauschale von sieben-hundert-tausend Dollar. Das Einkommen hat sich dann noch veracht-facht durch den Erfolg des Filmes ...

Wow, das bewegt die Gemüter,

regt Publikationen an. Auch auf Web-Seiten wird nach-besprochen und analysiert. Solche Haken schüren die Glut des Wettbewerbs zwischen den Komponisten. Deren Kollegen im konzertanten Schmollwinkel rumoren dagegen unbemerkt und schwanken zwischen Gold-Rausch und Verdrossenheit. Da es höchst selten glückt, berühmt zu werden, stellen nur wenige Begünstigte auffällige Weichen. Trends werden gerne gesetzt durch Jugend-Idole und sel-

tener von Genies. Die geben etwas vor. Auch Vorgaben aus der Vergangenheit wirken mächtig hinein in die Gegenwart; und wieder nur wenige Könner dirigieren wenige berühmte Orchester. Deren Repertoire umfasst wenige erprobte Sinfonien. An bewährten Konzerten bewähren sich nur wenige Virtuosen; und nur wenige Sänger werden bejubelt in begehrten Partien. An deren Vortrag hat sich ausgeformt ein Qualitäts-Bewusstsein; und dieses wieder veranlasst Drill und ausgedehntes Studium. Akademische Artisten leben recht gut als Berufs-Musiker. Von deren Zunft bemerkt der Laie vor allem die Trendsetter, aber nicht die »Trend-Diener« im Hintergrund. In den Vordergrund rücken »Trend-Verstärker«. Etwa Film-Komponisten lassen sich ihre Anpassungen versilbern und leisten mit denen viel für die kulturelle Verständigung. Die Übereinkünfte einer Ziel-Gruppe werden feierlich überhöht.

Denkmäler

ragen und überdauern mitunter Jahrhunderte. Seit Jahrzehnten werden auch alte Filme wiederholt. Deren manche haben wir schon mehrfach gesehen im Fernsehen. Vor großen Plasma-Schirmen werden wohl auch unsere Nachfahren alte Filme beschmunzeln. Häme darf man also fürchten; und umso mehr soll eine respektable Wirkung kunstreich erzielt werden wie auf alten Gemälden. Da prunken Fürsten, Bischöfe und Könige, da posieren herausgeputzte Hofdamen, um ihre Erscheinung balsamieren zu lassen. Des Präparators Kunst gilt meist der Nachwelt mehr als das Lebens-Werk der Präparierten. Deren viele wären auch längst vergessen, wenn sie nicht bedeutende Musiker beschäftigt hätten, denn

Komponisten

gestalten ja Erfahrung an sich. Wenn Reize uns reizen in berückender Choreographie, ohne zu berichten von Konkretem, dann werden wir vielleicht gerade gestreichelt. Mit genialem Fingerspitzen-Gefühl könnte auch ein Rauschmittel dosiert worden sein. Doch der Drogen-Autist bleibt sich selber überlassen, wenn endogene Willkür fluktuiert. Hingegen gelenkt wird von außen die Aufmerksamkeit des Musik-Hörers. Er wird entführt durch geistvolle Bezüge und Rätsel. Während dramaturgische Mittel das Gemüt erregen, folgt er guter Musik hellwach.

Konzentriert man sich denn auf Disco-Hits?

Nein, man wippt sich in Trance und verdumpft selbst-bezogen; und da wäre schlafen gesünder, als das stampfende Einerlei zu adrenalalisieren mit Lautstärke, Laser-Blitzen und Ecstasy. Doch so hypnotisierend wummern die Boxen, dass sich die Interpreten verzehren nach Wachheit. Ach, sie heischen Aufmerksamkeit, indem sie umher-springen und grimassieren; und dabei schwitzen sie zum Erbarmen.

Doch souverän präsentieren will man sich den Kindes-Kindern und sollte daher das Death-Metal-Outfit tauschen mit der sinfonischen Robe, denn für Orchester lässt sich Elegantes entwerfen oder Triumphales, wie vom

Maß-Schneider John Williams.

Er kleidet eine Großmacht ein. Wenn diese Welt-Polizei spielt, dann surft George W. Bush in der Brandung des »StarWars-Feeling«. Am Nibelungen-Pathos des Richard Wagner hat sich erbläht der größte Arier aller Zeiten. Vergangenheit ist der Kampf um ein geeintes Italien; Verdis »Risorgimento« kratzt keinen politischen Fanatiker mehr. Nur Opern-Freunde applaudieren. Ebenfalls nachhaltig beklatscht wird die Matthäus-Passion. In ihr drückt sich aus der Protestantismus zur Bach-Zeit. Heute befassen sich damit einige Historiker. Sie stöbern nüchtern herum hinter den Kulissen von Legenden und schreiben meist fade Bücher.

Faszinierende Bücher

kann man auch schreiben über wahre Begebenheiten. Diese müssen halt zubereitet werden. Findigen Köche kulinarisieren auch ausgefallene Diäten; und bio-vegetarische Errungenschaften schmecken rund dank altbewährter Kunst; und die gilt es – zu erlernen. Also übe man das Vermitteln und erwerbe dazu Fach- und Menschen-Kenntnis! Man achte auf die besonderen Eigenschaften derer, die einander begegnen sollen, merke auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten und wisse um das Allgemein-Gültige, vor dem sich das Besondere abheben kann. Etwa eine

Klo-Brille

hängt sich der sechzehn-jährige Ralph Rapl um den Hals und lässt die Kleinstädter schmunzeln, den Kopf schütteln oder lästern, wenn sie den Mode-Pionier auf dem Wochen-Markt erblicken. Auf dem Stadt-Platz sieht man den »Brillen-Träger« bald täglich und gewöhnt sich daran wie an ein anderes Original, das einem jahrein jahraus begegnet. Mit einem Feuerwehr-Helm auf dem Kopf und stets barfuß streunt der Brenneis Bertl umher. Er tritt deshalb keine welt-weite Nachahmer-Lawine los, obwohl sich Jugend-Moden gern als exzentrisch erweisen; und kämen Feuerwehr-Helme in Mode, würde die Nachfrage flink befriedigt werden durch die Industrie. Die Behörden freilich müssten fernseh-wirkwältig einschreiten bei den sogenannten

»Spritz-Ins«.

Dabei würden sich Behelmte zusammen-rotten; und sie urinierten öffentlich, um den »Welt-Brand« zu löschen, denn »Alles ist Pisse!«. Dieses Motto ähnelt im Gehalt dem der Punks: »No future!«, will aber radikal verweisen auf eine ökologische Zukunft und wendet sich gegen Kunst-Dünger. Auch gegen Spritz-Mittel demonstrieren die »Pisser«. Deren Happenings ziehen Homos an und werden unterwandert von der Fäkal-Erotik-Szene. Auch Exhibitionisten mit ihrem »Lösch-Schaum« werden gesellschafts-fähig, denn Tabu-Brüche sind immer schick, also sorgen auch Promis für Schlagzeilen, wenn etwa auf offener Bühne Konstantin Wecker gegen die Massen-Tier-Haltung pinkelt. Schon »säuerlt« es derart bei Konzerten, dass man sich in einer Legebatterie wähnt; und die Ammoniak-Dämpfe erzwingen gesundheits-polizeiliche Maßnahmen. Vorgeschrieben werden wirkwältige Entlüftungs-Aggregate mit Aktiv-Kohle-Einsätzen für Diskotheken und Konzert-Hallen. In Opern-Häusern und Museen zersetzen die sauren Säfte kostbare Böden; und ehrwürdige Gemäuer leiden bald auch bei Kirchen. In Parks verdorren alte Bäume dank reichlicher Verrichtungen. Beim diskreten Erleichtern unter freiem Himmel darf sich bald keiner mehr erwischen lassen – auch nicht der unbescholtene Bürger. Er haftet sonst und blecht für die Boden-Dekontamination und Neu-Bepflanzung oder für eine Fassaden-Renovierung. Nur Mauer-Stellen mit ausgewiesener Imprägnierung dürfen exhibitionistisch benutzt werden, wie auch sogenannte

»Urinale«.

Diese werden errichtet von fortschrittlichen Stadtvätern. Sie widmen um und schreiben Neues aus für zentrale Plätze. Auf diesen soll nun mit dem Stadt-Bild harmonieren nicht mehr ein Brunnen. Auch an Stelle von Denkmälern setzt man Freiluft-Pissoirs durch. Sie gleichen Arenen. In denen tummelt sich bald die Helm-Szene und veranstaltet »Pisser-Parties«. Bei diesen heult rhythmisch das Folge-Ton-Horn der Feuerwehr zu Hits wie »Piss and kiss«; und die Anrainer protestieren erfolgreich. Also müssen gewisse Zeiten eingehalten werden; und beachtet werden sollen Dezibel-Beschränkungen. Trotz allerlei Auflagen verabredet man einander gerne – wie zum Kaffee – mit der geläufigen Wendung: »Gehn ma auf an Piss?« Doch bei diesem entzünden sich viele Blasen und Nieren-Becken dank kühler Witterung; und daher startet das Gesundheits-Ministerium eine Aufklärungs-Kampagne; und bei den Urinalen werden feuchtigkeitsbeständige Anschlüsse installiert für mitgebrachte Haar-Föhns und Infrarot-Lampen. Scheinwerfer erhellen nächstens die desinfektionsmittel-umspülte Arena. Deren Abflüsse werden zugeleitet einer eigenen Klär-Anlage. Umwelt-freundlich und einvernehmlich wandelt sich ein Tabu-Bruch.

Tabus werden bieder.

Den Alltag umpendeln ja alle Extreme. Auch ausgefallene Musik-Richtungen enden als »Style« im Keyboard. Auf dessen Klaviatur könnten Computer-Arme spielen. Deren feine mechanische Gelenke könnten auch wie Finger auf der Gitarre turnen und die Saiten bezupfen. Solche Automaten sind überholt. Heute bewegen sich nur noch die Membrane der Lautsprecher. Alles andere sind kleinste Ströme und Ladungen im Mikroprozessor. Er enthält unter anderem die Schwingung eines Folge-Ton-Horns oder einer Gitarren-Saite. Auch diese ist in Zahlen abgebildet, und diese Zahlen sind als Ladungs-Muster gespeichert. Solche Muster werden übersetzt in Strom-Schwankungen, dann verstärkt und hörbar über Lautsprecher. Schon erklingt eine Gitarre auf Tastendruck. Die Klaviatur auf dem Keyboard meldet, welcher Ton angeschlagen ist und misst, wie heftig.

Keyboards sind Computer

Sie rufen Wellen auf. Und wie speichern sie diese? Zunächst zupfe ich meine Gitarre an. Das Mikrophon verwandelt das Saiten-Schwingen in Strom-Schwankungen; diese werden in Zahlen umgerechnet und gespeichert. So kann ich Tonhöhen rechnerisch verändern, auch die Klang-Farben oder den Ton-Charakter. Hall und Echo lassen sich hinzu-rechnen; ich kann den Ton verdoppeln oder chorisch erweitern, ja, sogar Begleit-Stimmen anpassen. Ein ganzes Orchester lässt sich zaubern. Dessen Spiel kann ich beschleunigen oder verlangsamen, oder ich begradige den Rhythmus. Dann speichere ich das Stück oder nur seine Begleitung oder aus dieser nur eine Sequenz. Die wiederholt sich dann ständig. Deren Tonart ändert eine Begleit-Automatik. Die bedient der Spieler. Er greift links Akkorde. Diese steuern die Begleitung, während die rechte Hand die Melodie ergänzt. Man spielt Hits oder Oldies, weil dazu die Styles am besten taugen. Styles sind käufliche Begleitungen, die man selber steuert. Die Allein-Unterhalter kaufen auch fertige Songs. Zu denen brauchen sie nur zu singen. Melodie und Text üben sie mit der CD. Von der Schallplatte haben die Tanzmusiker früher alle Harmonien und Zusatz-Stimmen herunter-geschrieben und dann für die eigene Besetzung bearbeitet. Diese Mühe entfällt. Nun schreiben geschulte Arrangeure Partituren und MIDI-Files für den Keyboarder. Dieser spielt bei Eröffnungen, auf Hochzeiten und Bällen:

»Oans, zwoa, gsuffa!«

Und wird genug Bier umgesetzt, wird er wieder engagiert werden. Besser lebt sein Zulieferer, denn er verkauft die Träume von Anhimelung und Geld. Das Erfolgreiche wird nachgeahmt. Also beherbergt das Keyboard erfolgreiche Songs und erfolgreiche Styles. Erfolgreiche Sounds sind Klänge von Instrumenten, die man oft hört. So wird der Massen-Geschmack zum Gerät. Alle Welt rührt so im großen Eintopf. Irgendeine Napf-Füllung gilt dann als Götter-Speise. Welche? Das entscheidet

die Lotterie.

An ihr verdient nur, wer wendig ist und findig. Schlau ist, wer MIDI-Files von Hits vermarktet. Aber Songs her-zu-stellen, braucht mehr Ausbildung, als nur zu ihnen zu singen. Einen Tango-Style an-zu-knipsen, ist leichter, als alte Partituren zu studieren, um das Bezeichnende zu finden für verschiedene Tango-Begleitungen, die man markant einleitet, treffsicher verbindet und glaubwürdig abschließt. Der damit Beauftragte hat geübt und kann viel mehr, als er einbringen darf. Also sollte man ihn aufsuchen, um Unterricht zu nehmen. Das erspart den Keyboard-Kauf und gewährt Einblick in die Arbeit eines Profis Dieser also vermittelt und schlägt die Brücke vom Underground zum Mainstream. Die Mehrheit schätzt auch kulinarisch das, was Experten harmonisch auf-einander abstimmen. Dazu steuern studierte Flavoristen Wichtiges bei – nämlich

Aromen für Fastfood nach Hausfrauen-Art.

Um »Großmutter's Küche« überzeugend zu fälschen, schicken Aroma-Firmen ihre Mitarbeiter auf Dienst-Reise – etwa nach Süd-Italien. Dort nämlich reift im Sonnen-Licht – ohne künstliche Bewässerung – die Corbarino. Das ist eine alte Tomaten-Sorte, die gepflanzt worden ist auf einem Versuchs-Feld der Universität Neapel; und die ansässigen Professoren gestatten den Gästen, eine Probe zu ernten; und diese wird dann untersucht. Dazu mixen die Flavoristen die kleinen Tomaten, destillieren sie, isolieren knapp vierhundert Aroma-Substanzen, beschnüffeln diese, um aus denen die zu finden, welche den Geschmack entscheiden. Ein künstlicher Tomaten-Geschmack wird dann zusammen-gesetzt aus etwa vierzig Aromen. Duft-Stoffe gewährleisten dies:

Marken-Produkte bleiben markant.

Denn Generationen erwarten, dass der »Big Mac« immer gleich schmeckt ob bei McDonald's in New York oder in Shanghai. Im Restaurant bestellt man einen Teller »Gazpacho«. Die spanische Gemüse-Suppe könnte frisch zubereitet worden sein und würde aber enttäuschen trotz Bio-Tomaten, Gurken und Paprika-Schoten. Die Suppen-Mischung aus der Tüte schmeckt deutlicher nach

Paprika und ist ferner komponiert aus Aromen von Knoblauch und Pfeffer. Vom »Pulver Olive« braucht es nur eine Messer-Spitze; und das billige Sonnen-Blumen-Öl bemerkt man nurmehr in der Zutaten-Liste auf der Verpackung. Die Schachteln sind bunt bedruckt und werden in die Einkaufs-Wagen geholt, denn die Konsumenten schätzen diese künstliche Gemüse-Note als ein besonderes Reize-Menü, denn erst das Wahrgenommene wird erlebt. Das Erlebte wird erst einschätzbar durch Kontrast.

Zu heftiger Gegensatz schmerzt.

Bekömmlich ist maßvolle Abwechslung umso mehr, je älter man wird. Die etablierten Herrschaften bereisen auch gern ein entlegenes Tal. Dort harren sie aus am Schi-Lift und bebögeln die Piste bis zum Abend sogar. Aber dann behagt ihnen die Hotel-Bar mehr als die »Stadl-Disco«.

Die Stones werden bejubelt im Stadion. Aus Nostalgie leiden denn die Alt-Acht-und-Sechziger tage-lang an dicken Ohren; und der Schädel brummt im Büro, wenn man sich am Vortag einge-raucht hat bei guten alten Rock-Schall-Platten. Schon bei Freunden zu Gast – überlegt sich der Abteilungs-Leiter jedes Glas Wein und renommiert mit einem Opern-Besuch. Die Zauber-Flöte bei den Salzburger Festspielen kann er sich schon 'mal leisten. Er schafft sich sogar ein Klavier an, schickt die Kinder zum Musik-Unterricht; und bei Schüler-Konzerten hören die stolzen Eltern Mozart und danken Gott, dass die Kinder noch nicht verfallen sind, ach, dieser neu-modischen Scheiß-Musik, zu der eine dubiose Drogen-Szene gehört.

Selber gehört man zum Mittelstand und ist damit die ergiebigste Ziel-Gruppe für Berufs-Musiker – warum? Weil man nun selber den Staat trägt und die Werte verkörpert, gegen die man früher rebelliert hat. Um sich ab-zu-lösen von den Eltern, hat man einst angebetet und verehrt sie auch noch heute

die »Ablöse-Helfer«.

Deren Schall-Platten werden gekauft, deren Posters hängen; und vor allem strömt man in die Konzerte. Dort sind dann die Puber-tierenden unter sich, geeint vor den äußeren Feinden; und das sind die Spießbürger. Doch wer das Establishment verlässt, verliert

auch dessen Fürsorge und fürchtet sich und ruft sein Pop-Idol an – als Schutz-Patron. Als Heiliger übt man einen seltenen Beruf aus und wird darum enorm beneidet. Für das Glück, angehimmelt zu werden, gibt es kein Rezept, denn der Zufall wütet blind. Berechenbarer wird Erfolg, wenn man anpeilt

die Eltern-Generation.

Denn dort gedeiht ein Bewusstsein für Qualität, indem gelernt wird, bewährte Kriterien zu teilen. Doch deren Anspruch wird nur gerecht, wer einiges aufwendet. Der Aufwand lohnt sich. Ohne dass man ein Mega-Star werden muss, ist man gefragt und ausgelastet, denn Laien-Chöre und Blas-Musiken wissen sehr wohl, ob sie gute Sätze einstudieren; wie gut sie auf Akkord-Folgen improvisieren, ist lokalen Jazz-Combos durchaus einsichtig; und Laien-Orchester ermes- sen, was es heißt, Bruckners Neunte gültig zu phrasieren. Solche Vorhaben gelingen dank Ehrgeiz und Begeisterung. Enthusiasmus entdeckte ich auch bei den

Rezensenten,

denn sie reflektieren den Hör-Genuss. Wie wir es besonders kennen von Marcel Pravy, so vermitteln diese; und ich bewundere deren Fleiß. Der lässt denen wenig Zeit zum Üben, da sie ja meist nur neben-beruflich schreiben; und die Freizeit könnte auch noch film- misch ausgelastet sein. Da kann man erwarten, dass vieles verbannt ist aus dem Kalender; und so entfällt das tägliche Schreiben von Tonsätzen und das stunden-lange Befingern der Klaviatur. Doch ins musikalische Handwerk sollte investieren, wer erwägt, sich der Musik zu verschreiben. Diese kennt – wie alle Sprachen – Vokabel und Grammatik; und beides ist leider zu pauken wie auch das täg- liche »Sprechen« per Klavier, damit man eben Musik äußern kann und auch versteht, sie so zu lesen und zu schreiben wie Film-Musik- Rezensionen. Besprechungen kann man verfassen, wenn man auf- merksam zuhört und nachliest bei anderen Rezensenten, besonders – wenn deren einer die Partitur studiert hat. Das Partitur-Studium enthüllt die Güte einer Schöpfung – warum? Weil ja auch ein Brief – schwarz auf weiß – aufblättert, ob sein Schreiber gestümpert hat.

Qualitäts-Urteile sind allemal heikel.

Bewerten wir lieber die »Kunft-Gunst«. Mit dieser ermesse ich, wie sehr mir gegönnt sein mag, dass just das kommen werde, was ich erwarte. Viele erwarten große Gewinne an der Börse der Hits for Kids, weil die Ziel-Gruppe geradezu einlädt, verführt zu werden. Doch der Manipulatoren gibt es allzu viele; und nur wenige behaupten sich in der Konkurrenz.

Für die Wett-Bewerber aus der Film-Industrie steht die »Kunft« schon günstiger – warum? Weil da längst vorgearbeitet worden ist von risiko-bereiten Entwicklungs-Helfern aktueller Jugend-Moden; und den Trends biedern sich nun die Filme-Macher an – auch mit Sound-Tracks wie aus einem Jugend-Sender. Die Schlager-Parade fehlt bei Kinder-Filmen wie »Harry Potter« – warum? Weil Kinder noch nichts ahnen von Musik als Banner welt-anschaulicher Gruppierungen. Deren Identität heischt klangliches Selbst-Beschränken. Doch ein Füllhorn prächtiger Film-Musik ergießt sich über die Kinder, desgleichen über Science-Fiction-Fans, denn die Zukunft muss sich ja unterscheiden von der Gegenwart. Deren Fließband-Kitsch bewährt sich in aktuellen Liebes-Komödien, stört aber bei kühnen Visionen. Visionär klingen soll auch die Vergangenheit, damit die Entführung gelinge in verwichene Welten. Im »Herr der Ringe« würden Sequenzer-Episoden einfach peinlich klingen. Doch an Stelle dieser rumort Howard Shore archaisch und erinnert den Kenner an Richard Wagner. An Dmitrij Schostakowitsch gemahnt John Williams Musik zu »StarWars«. Die »Odyssee 2001« klingt stellenweise nach Paul Hindemith, und zwar in der Original-Film-Musik von Alex North. Jerry Goldsmith erinnert etwas an Igor Strawinsky und auch an Leonhard Bernstein mit seiner Musik zum »Planet der Affen«. Und manch ein Sujet-Film ist überhaupt gebastelt aus Klischees und erinnert bewusst an Jerry Goldsmith, an Alex North, an John Williams oder an Howard Shore ...

Zitieren ist eine gute Übung;

und dieser beflüssigen sich StarWars-Verehrer. Deren Fan-Filme werden im Internet ausgetauscht und zeugen von erstaunlichem Einsatz und auch von Talent, das Kontakte erweitern kann. Da öffnen sich womöglich wichtige Türen. Dank der Filmerei mehrt sich auch die Erfahrung und das Können der Betreiber. Doch nur

deren wenige beherrschen das ungefärbte Hochdeutsch, das man in Schauspiel-Klassen trimmt. Dort vermitteln Profis ihre Erfahrungen und die bewährten Grundlagen der Zunft. Die Errungenschaften der Film-Kunst bestimmen den Lehrplan besonderer Akademien. Dort werden Filme gedreht, um die Studenten handwerklich zu drillen. Die Ausbildung füllt Tage, Wochen, Monate und Jahre auch beim Kompositions-Studium. Der Student schreibt Stücke; und deren alle dienen nur dazu, dass sie der Professor beurteile und diskutiere mit der Klasse; und keiner aus dieser würde zu Opus-Zahlen ermuntern oder anregen, einen Verlag auf-zu-suchen. Publikationen dürfen also warten – und sollten es auch.

Geduld!

Zuviel darf man Beruflern nicht zumuten, die sich nur in ihrer Freizeit der Filmerei widmen. In diese investieren sie viel Geld, Kraft und Verzicht und zielen umso mehr auf ein respektables Ergebnis – wie Laien-Chöre, die Profis engagieren, oder Laien-Orchester, die teuer nachbesetzen und die Einstudierung einem Gelernten übertragen. Auch prominente Gast-Regisseure werden engagiert von ehrgeizigen Laien-Teams; und das Ensemble hat sogar großen Erfolg. Dieser dauert so lange wie die Spiel-Zeit; aber dann läutet wie bei »Aschenbrödel« die Mitternachts-Glocke; und zurück bleiben Laien-Schauspieler einer kleinen Provinz-Bühne. Auf diese färbt also der große Gast nur blässlich ab. Also muss er wieder und wieder kommen – zum Nachstreichen; und zum Verstärken kommen seit Jahrzehnten die Bläser des Bruckner-Orchesters. Sie beteiligen sich an Konzerten der Musik-Freunde Braunau/Simbach. Ebenfalls in Braunau kann der tradierte »Liederkranz« immer noch nicht blatt-singen und wird auch aus eigenen Reihen keinen Berufs-Musiker stellen. Der Profis Einkünfte sind also gesichert; und ins Geschäft kommen wird auch

ein Schweizer Film-Komponist.

Der Musik-Student bewirbt sich via Internet bei Fan-Filmern und beweist, dass sich eine musikalische Ausbildung rechnet. Wenn diese solide ist, wird man betraut mit Aufgaben, für die weniger Konkurrenten in Frage kommen und wäre dem Gebalge entrückt etwa auf dem Markt-Platz der Sirenen-Hits, welche diverse Urinale

beheulen könnten. »Pisser-Musik« würde einem also erspart bleiben, wenn es gelänge, die apollinische Seite an-zu-sprechen des zahlungs-kräftigen Bildungs-Bürgers. Kinder und Jugendliche kann man begeistern für große Sinfonik, wenn man mit dieser besondere Film-Metiers aufheizt: nämlich Science-Fiction und Fantasie. Andere Gattungen könnten zwar auch großartig vertont werden, aber dazu bräuchte es Regisseure musikalischen Formats.